

Birgit Theresa Koch im Gespräch mit Kurt Ludewig ...

Berührungspunkte ist der Beginn einer Reihe von Interviews mit Therapeuten, Beratern oder Theoretikerinnen, die vor allem das systemische Handeln und Denken in Deutschland seit Ende der 70er-Jahre weiterentwickelt haben. Entweder sie arbeiten mit Systemaufstellungen oder verwandten Formen oder liefern Grundlagen, die auch für die Aufstellungsarbeit von großer Bedeutung sind.

Das erste Gespräch führte ich mit Kurt Ludewig, der eine klinische Theorie der systemischen Therapie entwickelte und Gründungsvorsitzender der Systemischen Gesellschaft war. Er übersetzte die Bücher seines Landsmannes Humberto Maturana und gilt als der Erfinder des Familienbretts. Ein Gespräch über irrealen Wirklichkeiten, den Einzug der systemischen Therapie in Deutschland, therapeutische Begeisterung und Verblendung, eine sprachlose Begegnung mit Bert Hellinger und die Gütekriterien für gelungene Interventionen: Nutzen, Schönheit und Respekt.

Herr Ludewig, Sie sind in Chile aufgewachsen und haben dort Ihre Kinder- und Jugendjahre verbracht. Hat das Ihre Entwicklung hin zum systemischen Denken beeinflusst?

Schon in meiner Jugend war ich offen für die Vorstellung, dass die Realität nicht das ist, was wir dafür halten, sondern dass unsere Welt das ist, was wir selbst erzeugen. Das Wort systemisch gab es damals noch gar nicht. In der chilenischen und in der lateinamerikanischen Literatur ging es immer auch um Irrealitäten. Isabel Allende, García Márquez oder Luis Borges schreiben alle über Dinge, die es nicht gibt oder doch gibt. Das ist sehr konstruktivistisch und kreativ. Ich

hatte ein indianisches Kindermädchen, für die war es klar, dass es Hexen gibt, die zu bestimmten Zeiten um das Haus fliegen. Oder mein älterer Bruder erzählte mir fantastische Geschichten von Kriegen der Katzen gegen die Hunde. In dieser Atmosphäre unwirklicher Wirklichkeiten bin ich aufgewachsen.

Und wann hat Sie das systemische Denken erwischt und gepackt?

Das muss 1978 gewesen sein, ich arbeitete damals mit psychotischen Jugendlichen an der Uniklinik in Hamburg. Ich hatte von dem Buch „Paradoxon und Gegenparadoxon“ von Mara Selvini Palazzoli gehört, das war das erste Buch des Mailänder Ansatzes. Erst wollte ich es nicht lesen, weil es ein Quatsch sein musste. Es versprach, dass man Schizophrene in nur zehn Sitzungen behandeln könne, das sollte mir niemand erzählen. Als ein Kollege es mir schließlich gab, las ich es gleich bis zur 40. Seite, und am nächsten Morgen probierte ich schon etwas aus. Ich war so von den Socken von dieser Lektüre, die tatsächlich zu einer ganz neuen Art zu denken über Menschen und Beziehungen einlud. Außerdem versprach es, Therapien kürzer und effektiver zu machen. Wir haben innerhalb kürzester Zeit alle stationär behandelten jungen Patienten entlassen können. Da wir mit paradoxen Interventionen arbeiteten, haben wir sie schnell nach Hause geschickt. Es war sinnvoll auszuprobieren, ob diese Interventionen auch zu Hause in den Familien funktionierten. Wir hatten in dieser Zeit nur ein einziges Rezidiv, das war sehr ungewöhnlich und bei schizophrenen Jugendlichen wirklich nicht üblich.

Was würden Sie sagen, was Ihren jungen Patienten und deren Familien am meisten geholfen hat?

Es muss unsere Begeisterung gewesen sein, die uns diesen Erfolg bereitete. Es gibt diesen Allegianzeffekt, der beschreibt, dass der Erfolg von Therapien im besonderen Maße mit der Identifikation und Begeisterung für eine Methode zusammenhängt und weniger mit ihrer stringenten Anwendung (Adhärenz). Also diese Begeisterung war ganz entscheidend. Wir waren vier Kollegen, zwei Ärzte und zwei Psychologen, die durch die Mühlen der Psychiatrie im stationären Bereich mit Behandlungen bis zu vier Jahren gelaufen waren, wir hatten alles ausprobiert, verhaltenstherapeutische, analytische Verfahren und die klassische Familientherapie. Und plötzlich gab es da etwas anderes.

Etwa in dieser Zeit haben Sie das Familienbrett entwickelt. Das Familienbrett wird heute von vielen Therapeuten und Beratern verwendet. Wie kamen Sie auf die Idee? Haben die ersten Experimente mit Familienaufstellungen Sie beeinflusst?

Familienskulpturen hießen sie damals. Meine damalige Chefin, Thea Schönfelder, hat sehr viel damit gearbeitet. Die Skulpturen kamen mehr aus dem Psychodrama und der Gruppendynamik, es wurden Szenen auf einer Bühne gestellt, und die Personen sollten sprechen, wie es ihnen dabei geht. Der Skulpteur, um dessen Thema es ging, der konnte sich das angucken und Erkenntnisse daraus gewinnen. Ich habe auch mal daran teilgenommen, die Teilnehmer brachten mir aber zu viel Eigenes hinein. Bei den Systemaufstellungen oder Konstellationen, so wie ich es verstehe, sind die Personen und wie sie agieren, nicht so relevant, sondern die Positionen und Entfernungen, die Sicht oder Nichtsicht auf jemanden. Die heutigen Konstellationen kamen erst später. Ich habe erst Anfang der 90er davon erfahren, aber vielleicht hatte Bert Hellinger schon früher damit gearbeitet.

Das Familienbrett entstand in einem anderen Kontext. Wir stellten uns die Frage, wie können wir die Prozesse in einem Gespräch mit mehreren Teilnehmern dokumentieren?

Wir experimentierten mit Zeichnungen, aber wenn man Zeichnungen macht, muss man ganz schnell weitere Zeichnungen machen, um die Veränderung darzustellen. Dann macht man 25 Zeichnungen für eine halbe Stunde Therapie. Wir haben auch Videos gemacht, aber ein Film dauert genauso lange wie die Sitzung, das ist auch kein Gewinn. Ich holte mir ein paar Studenten der Psychologie, die ihre Diplomarbeit schreiben wollten, und habe mit ihnen überlegt, wie wir Familiengespräche dokumentieren könnten. Die üblichen Tests passten nicht, wir wollen ja keine Stabilitäten, sondern Instabilitäten erfassen.

Es gab einen Studenten in dieser Gruppe, der machte Nachtwachen in der Psychiatrie und hatte in einer Nacht plötzlich die Idee, einen Besenstiel in Stücke zu zerlegen. Als Unterlage machte er eine Holzplatte, so entstand die erste Version des Bretts. Wir mussten die Figuren dann noch etwas ausstatten mit Merkmalen. Wir haben kleine

und große, runde und viereckige gemacht, dann haben wir eine Nasenpartie und zwei Augen gezeichnet. Durch Entfernung und Blickrichtung bekamen wir eine Zweidimensionalität. Bei der Platte hatten wir die Unterteilung in Innen- und Außenfeld.

Ein anderer Student, Ulrich Wilken, Mitbegründer und heutiger Leiter des Instituts für Systemische Studien in Hamburg, hat als einer der Ersten seine Diplomarbeit über das Familienbrett geschrieben. Er übernahm die Produktion und den Verkauf des Bretts. Wilken war übrigens auch der Motor für die Gründung des Hamburger Instituts, in dem wir dann viele Jahre gemeinsam gearbeitet und gelehrt haben.

Haben Sie selbst in der Folge mit dem Familienbrett gearbeitet? Und wenn ja, welche Erfahrungen haben Sie damit gemacht?

Wollen Sie die Wahrheit hören oder lieber eine Geschichte? Also die Wahrheit ist, dass ich mit dem Familienbrett nur selten mit Klienten, meistens nur mit Teilnehmern von Weiterbildungen zur Demonstration gearbeitet habe. Ich kam sprachlich so gut mit meinen Patienten zurecht, dass ich nicht das Bedürfnis hatte, ein Instrument dafür zu verwenden. Ich erinnere mich nur an eine Familie, die plötzlich an einem Freitagnachmittag kam, als ich schon nach Hause gehen wollte. Es war ein Notfall, das Kind hatte unerklärliche Schluckhemmungen und seit drei Tagen nichts mehr gegessen und getrunken. Die Kinderklinik hatte die Familie zu uns übergeschickt. Erst wusste ich nicht, was ich mit dem Kind und seinen Eltern machen sollte, da kam mir die Idee mit dem Familienbrett. Das war dann eine der interessantesten Situationen, die ich je erlebt habe: Die Eltern – junge, hübsche Leute – standen im ersten Bild ganz eng nebeneinander und in der Mitte zwischen ihnen das Kind ganz eng. Dann fragte ich die Mutter auf dem Brett: „Wie hätten Sie es am liebsten?“ Die Mutter stellte sich nahe zu ihrem Mann und das Kind direkt davor. Dann fragte ich den Jungen, wie er es am liebsten hätte? Das Kind stellte sich hinter seine Eltern mit dem Blick nach außen. Ich fragte: „Wieso?“ Dann nahm es noch drei Figürchen und stellte sie vor sich und sagte: „Das sind meine Freunde!“ Wir saßen alle da und sprachen nicht mehr. Die Eltern haben sich das angeguckt, die Tränen kullerten, sie sind aufgestanden und mit dem Jungen nach Hause gegangen. Am Montag riefen sie an und teilten mit, dass das Kind wieder isst und trinkt. Es war etwas sehr Wesentliches passiert, in so kurzer Zeit.

Eine bemerkenswerte Erfahrung, die Sie da gemacht haben. Es ist sehr verwunderlich, dass Sie dann so selten mit dem Brett gearbeitet haben.

Vielleicht war ich zu faul. Wenn ich es genutzt habe, dann mehr im Sinne von Untersuchungen, zum Beispiel als ich bei den Mapuche, den Indianern in Chile, war. Da war es für mich hochinteressant mit dem Familienbrett zu arbeiten.

Als ich den Artikel über Ihre Arbeit mit den Mapuche las, war ich sehr beeindruckt, Sie haben Zukunftsvisionen oder auch Schreckensvisionen aufstellen lassen. Sie haben die Heilerin mit ins Bild genommen ...¹

Ja, die Machi, meine erste Mapuche-Familie, brachte die Heilerin mit ins Bild, danach habe ich das allen Familien angeboten. Es gab große Übereinstimmungen in den Aufstellungen. Als ich zum Beispiel nach der schlimmsten Situation gefragt habe, haben sie sich alle mit dem Blick nach außen dargestellt, und wenn ich nach der Heilung fragte, drehten sie sich wieder um und schauten alle gemeinsam gen Osten mit der Machi in der Mitte. Für mich bietet das Familienbrett als Kommunikationsmittel eine sehr gute Möglichkeit an, sich über relativ komplexe systemische Zusammenhänge zu verständigen. Die Familienmitglieder stellen, ohne eine klare Vorstellung im Voraus zu haben, ihre eigene Familienstruktur dar. Ein sehr kreativer und konstruktivistischer Prozess, das faszinierte mich.

Jetzt interessiert mich aber sehr, was Sie sprachlich in ein Gespräch hineinbringen, dass es funktioniert ohne weitere methodische Hilfsmittel. Sind Sie vom Typ her eher der Verstörer oder der Systemiker, der eine zirkuläre Frage an die andere hängt?

Zirkuläre Fragen habe ich nur ein paar Wochen lang gestellt, als ich gerade davon gehört hatte, und dann so gut wie nie wieder. Ich habe sehr viel in Gesprächen oder in direkten Beobachtungen von Steve de Shazer gelernt, er war einer meiner wesentlichen Lehrer. Ich lernte von ihm, dass man schnell auf alternative Ideen kommen kann, wenn man nach dem fragt, was gut funktioniert. Den Begriff der Verstörung übrigens, der stammt von mir selbst, den habe ich in die Welt gesetzt. Es war die deutsche Version von dem, was Humberto Maturana Perturbation genannt hat. Ich hatte diesen Begriff schon genutzt, bevor ich Maturana kennenlernte.

Mir schien es sinnvoll, davon ausgehen, dass man Systeme nicht verändern kann. Menschen sind in ihren Systemen so aufeinander eingestellt, wie sie eben eingestellt sind, bis etwas passiert, dass sie sich verändern müssen oder eine Veränderung wahrscheinlicher wird. Insofern war der Begriff der Verstörung passend, nicht im Sinne von „ich verstöre“, sondern „wir sind verstört, unserem System ist eine Verstörung passiert. Wir können nicht weitermachen wie bisher“. Die Verstörung ist etwas, das innerhalb der therapeutischen Beziehung passiert, wenn die richtige Stelle getroffen wird. Ich halte wenig davon, wenn Systemiker sich zu Steuerern von Veränderungsprozessen machen, denn die Menschen verändern sich selbstorganisiert.

Wann haben Sie eigentlich von Bert Hellinger erfahren und wie haben Sie über ihn gedacht?

Ich weiß es nicht mehr ganz genau. Das Erste, was ich mitbekam, war das Buch von Gunthard Weber „Zweierlei

Glück“. Dort spricht er schon im Titel von der systemischen Familientherapie Bert Hellingers. Ich hatte so viel negative Kritik gehört, dass ich darin lesen musste. Die Vorgeschichte Hellingers erschien mir sehr suspekt, von diesem Missionar aus Afrika, der jetzt als therapeutischer Missionar in Deutschland arbeitete.

Das kam Ihnen so vor, dass Hellinger die Menschen mit seinen Aufstellungen missionierte?

Das kam mir nicht nur so vor. Ich würde sagen, so war es. (lachend)

Also Sie meinen, das ist jetzt keine Konstruktion, sondern die reine Wirklichkeit? (ebenfalls lachend)

In meinen Augen arbeitet er mit der Bibel unterm Arm, um den Menschen zu sagen, was richtig und falsch ist. Ich war entgeistert, als ich das Buch las, und wollte nichts damit zu tun haben. Dann bin ich ihm einmal begegnet. Und zwar weil Johannes Neuhauser, der sehr viele Filme mit ihm gedreht hat, unbedingt wollte, dass ich ihn kennenlernte. Neuhauser kannte ich von meinen Arbeitsreisen in Österreich. Er versuchte eine Begegnung zu arrangieren, die dann sehr seltsam verlaufen ist. Wir waren auf einer Tagung in Heidelberg und im selben Hotel untergebracht. Neuhauser hatte ein Taxi bestellt, mit dem wir zu dritt fahren sollten. Hellinger kam aus dem Hotel heraus, ohne uns anzuschauen oder Hallo zu sagen, machte die Tür vorn auf, setzte sich hin und machte die Tür wieder zu. Das war es dann. Er saß vorn wie ein Eremit, Kontakt wollte er nicht. Das war meine einzige Begegnung mit Hellinger.

An Hellinger scheiden sich die Geister. Immerhin gab es einige namhafte Systemiker und Konstruktivisten, die von ihm und seiner Arbeit beeindruckt waren.

Ich nehme an, dass Sie Gunthard Weber, Arist von Schlippe oder auch Johannes Neuhauser meinen. Sie hatten in diesen ersten Sitzungen mit Bert Hellinger etwas ganz Wichtiges von sich und ihren Familien erfahren, was sie bis dahin nicht im Blick gehabt hatten. So waren sie am Anfang sehr begeistert von Hellinger, der offensichtlich auch ein sehr gutes Auge hat. Er sieht viel, das muss ich selbst sagen. Die Methode selbst finde ich sehr in Ordnung. Was ich nicht gut finde, sind Hellingers Interpretationen oder Befehle. Gunthard Weber habe ich einmal arbeiten sehen, das war vorsichtig, bezogen, nicht aufbürend, seine Interpretationen waren nicht dahergeholt. Das hat mir gefallen. Ich selbst habe auch experimentiert mit Aufstellungen, die Leute waren sehr beeindruckt, und ich war auch beeindruckt, dass sie beeindruckt waren.

Das ist interessant, was machen Sie dann anders? Gestalten Sie auch ein Ritual, wie es beim Familienstellen oder anderen Systemaufstellungen üblich ist?

Ich gebe nicht so viel vor, ich versuche mich erst einmal zu orientieren. Mit jemandem, der seine Familie darstellt, arbeite ich wie mit dem Familienbrett. Ich habe dem aufgestellten Vater einer Teilnehmerin einmal vorgeschlagen, vier Schritte nach vorn auf seine Frau zuzugehen, die auch im Bild stand. Allein diese Bewegung hat viel ausgelöst. Ich habe die Leute (die Stellvertreter) nie gefragt, wie sie sich fühlen, mich interessierte die Person, die aufgestellt hat, was sich bei der Teilnehmerin verändert hatte, wenn sich etwas veränderte. Ich bin mit den Menschen in der Aufstellung umgegangen, wie mit den Figuren auf dem Brett. Es geht mir um den Menschen, der das Anliegen hat. Ich schlage Veränderungen vor: Stell deinen Vater mal dahin, wo du ihn gerne hättest. Dann stell dich dazu und spüre, wie es dir geht. Wenn es nicht passt, soll er sich umdrehen oder da bleiben?

In Ihrem Buch „Einführung in die theoretischen Grundlagen der systemischen Therapie“ haben mir besonders die Gütekriterien für die therapeutische Arbeit, die Trias Nutzen, Schönheit und Respekt, gefallen. Was hat Therapie oder Beratung mit Schönheit zu tun?

Es gibt viele, die nichts damit anfangen können, gerade Psychologen und besonders die Verhaltenstherapeuten sind geradezu verstört, wenn sie sich damit befassen müssen. Was soll Schönheit in der Therapie und kann man sie überhaupt messen? Nein, kann man nicht! Ich erinnere mich an eine Intervention mit einem 16-jährigen Jungen mit psychomotorischen Anfällen, der bis zu 200 epileptische Anfälle am Tag zustande brachte. Die Ärzte in der Neurologie hatten uns um ein Konsil gebeten. Wir arbeiteten dann mit der Familie – damals benutzten wir das Buch „Paradoxon und Gegenparadoxon“ von Mara Selvini & Co wie ein Kochbuch. Das Ziel heiligte die Mittel. Egal welche Familie kam, wir probierten das nächste Rezept aus, solche Dinge, die man nur machen kann, wenn man verblendet ist. Wir hatten das Konzept übernommen, nicht das Kind, das sich krank zeigt, ist der eigentliche Kranke. Das angeblich kranke Kind verschleiert lediglich die Krankheit der angeblich gesunden Familienmitglieder. Wir haben dann eine paradoxe Intervention vorgeschlagen, und das Ergebnis war frappierend. Der Junge hörte mit seinen psychomotorischen Anfällen sofort auf, der Vater aber zog bei der Familie noch am gleichen Tag aus in sein Büro, und der jüngere Bruder verschwand und war 14 Tage unauffindbar. Er hatte sich in Schleswig-Holstein auf einem Bauernhof versteckt. Als wir ihm mit unserer Intervention die Bürde der Krankheit auferlegten – er stotterte ein wenig, – wollte er sterben. Was wir lernten: Das Ziel heiligt nicht die Mittel! Wenn wir halbwegs moralisch sein wollen mit unserem Handeln, dann müssten wir eine Form finden, menschlich und human mit Leuten umzugehen. Wir machten uns Gedanken, wie wir die Kriterien für eine gute Intervention definieren könnten. Sie sollte sicher nützlich sein, Nutzen aber ist ein trügerisches Kriterium, dem Jungen von eben hatte die Intervention genutzt, aber der Preis für die Familie war sehr hoch. Ich hatte damals die Vorstellung von einer Zwiebel mit vielen Häuten,

und die oberste sollte die ethische sein. Darunter sollte die ästhetische sein. Am Ende einer jeden Sitzung fragten wir uns: War sie schön oder nicht schön?

Wie würden Sie eine schöne Intervention beschreiben? Woran merken Sie, dass es eine schöne Sitzung war?

Ich kann es nicht genau sagen, man spürt es, man weiß es. Ich habe mich zu Anfang sehr damit beschäftigt bis hin zu Baumgarten, dem Erfinder der Ästhetik, ich war auf der Suche nach einer klaren Definition des Schönen. Es ist idiotisch, es gibt keine klare Definition des Schönen. Das Schöne ist ein Gefühl und hängt vom Kontext und von subjektiven Dingen ab. Es ist das Ergebnis eines Prozesses der Beurteilung, es entsteht in mir, nicht in der Welt. Eine Intervention ist dann schön, wenn der Therapeut sagen kann, dass er bei allem, was er zur Verfügung hat, sich das Passendste herausgesucht und angewendet hat. Und was das Passendste ist, ist nicht generell feststellbar, nicht verallgemeinerbar. In der Therapie arbeitet man als Subjekt und nicht als Vertreter von irgendetwas. Ich muss das verantworten, was ich da tue. Darauf kommt es mir an, auf diese Selbstverantwortung. Und das Gleiche gilt für Respekt. Versuchen Sie mal, Respekt zu definieren! Das ist ein unsinniges Unterfangen. Das ist nicht klärbar, das kann man nur für sich entscheiden. Das ist eine von jenen Fragen, die nach Heinz von Foerster unentscheidbar sind. Es gibt keine richtigen Antworten, es gibt nur die Entscheidungen. Ich entscheide mich und habe das dann zu verantworten.

Sie beschreiben die Trias im Kontext von systemischer Therapie und Beratung. Was mich beeindruckt, dass die Gütekriterien auf alle Verfahren oder Methoden angewendet werden können, und damit natürlich auch auf die Aufstellungsarbeit.

Bei den Systemaufstellungen ist zu berücksichtigen, dass Menschen benutzt werden, die als aufgestellte Figuren in Resonanz gehen mit dem, was da passiert. Und wenn sie getroffen sind von dem, was da geschieht, dann hat man das vielleicht nicht beabsichtigt, aber man sollte es berücksichtigen. Also hier sind andere Kontext- oder Randbedingungen wichtig, als wenn man mit einzelnen oder mit einer Familie arbeitet. Das wäre vielleicht das Respektvolle daran, wenn nicht nur Respekt gegenüber denen gezeigt wird, die aufstellen, sondern auch Respekt gegenüber den Menschen, die dafür benutzt werden. Das wäre mir wichtig. Das mit der Schönheit würde bedeuten, dass der Aufsteller die Verantwortung für sein Handeln dafür übernimmt, dass er Leiden nicht größer macht, wenn er Veränderungen vorschlägt, sondern überlegt, was gut und passend sein kann und natürlich auch nützlich. Mir ist noch wichtig, dass man sich nicht zu sehr von seinen eigenen Gedanken leiten lässt, sondern sich an dem orientiert, was in dem anderen abläuft und was noch möglich ist. Das ist das Wesen einer guten psychotherapeutischen Handhabung, dass man die Balance zwischen dem, was gut wäre, und dem, was für die Klienten machbar ist, passend hinkommt.

Was haben Sie selbst noch vor als einer, der maßgeblich zur Verbreitung und Entwicklung des systemischen Denkens in Deutschland beigetragen und die theoretischen Grundlagen der systemischen Therapie mit erarbeitet hat?

Ich würde sagen, ich warte gemütlich auf den Tod. (lacht)
Nein, ich habe noch einiges zu leben, aber ich habe nicht mehr viel vor mir. Ich werde hier und da eingeladen.
Kürzlich habe ich auf einer Tagung in Heidelberg über die Entstehung von Regelwerken in der systemischen Therapie gesprochen. Regelwerke sind eine Folge der wissenschaftlichen Anerkennung, die gut ist, aber auch ihren Preis hat. Es gibt so viele Verbote, ich höre von Schülern der systemischen Therapie oft: „Das hat man uns aber verboten, wir dürfen nicht gezielt intervenieren oder Leuten etwas Direktes sagen. Wir müssen abwarten, bis die Klienten von selber auf die Idee kommen.“ Ich selbst mache gerne Angebote. Wenn meine Klienten es nicht nehmen, kann ich etwas anderes anbieten. Ich habe oft nicht die Geduld abzuwarten, bis die Leute es ganz alleine herausfinden. Derjenige, der gerade anfängt zu lernen, braucht Regeln zur Orientierung, aber spätestens im zweiten Teil der Ausbildung sollte er diese Regeln in Frage stellen und seine eigene Form, seinen eigenen Stil entwickeln.

Das ist ein wichtiger Aspekt, die Therapie sollte nicht nur zu dem Klienten passen, sondern auch zu dem Therapeuten oder der Beraterin. Es braucht Lust und Begeisterung.

Das ist die Allegianz, von der wir bereits sprachen, die Identifikation des Beraters mit seiner eigenen Methode. Man muss identifiziert sein mit dem, was man tut, und dafür muss es eine Synchronizität geben zwischen dem, wie ich normalerweise bin und was ich da tue. Wobei ich denke, dass das Erlernen von Therapeutsein auch heißt, Vielfalt zu erlernen. Dass ich mich in vielfältiger Weise eindenken und handeln kann, weil ich es mit vielfältigen Klienten zu tun habe. Der eine ist vielleicht Künstler, der andere Hafendarbeiter, mit diesen Menschen kann ich nicht die gleiche Sprache sprechen, nicht die gleichen Bilder benutzen und auch nicht die gleichen Metaphern einsetzen.

Wir kreieren mit unseren Klienten Geschichten, an die sie glauben können. Wir alle lassen uns gerne gute Geschichten erzählen und sind so dankbar für jede Geschichte, die besser – und das heißt für mich respektvoller, schöner und nützlicher, ist als eine, die uns lange gelehrt und vielleicht verhindert hat. Jede Geschichte kann gut sein, die diesen Zweck erfüllt.

Das ist ein schönes Schlusswort. Herr Ludewig, ich danke Ihnen sehr für das Gespräch.,



Kurt Ludewig, *1942 in Valparaiso (Chile), Dr. phil., Dipl.-Psych., Lehrtherapeut für systemische Therapie und Beratung (SG). Von 1974–2004 klinische Tätigkeit an den Unikliniken für Kinder – und Jugendpsychiatrie in Hamburg und Münster. Seit 2008 bererent, nebenher selbstständige Tätigkeit als Supervisor und Dozent. Gründungsvorsitzender des Instituts für systemische Studien Hamburg (1984–1996) und der deutschen Systemischen Gesellschaft (1993–1999). Vorstandsmitglied (2001–05) der NFTO-Kammer der EFTA.



Birgit Theresa Koch, *1958, Diplom-Psychologin, systemische Therapeutin und Beraterin (SG) für Einzelne, Familien und Organisationen. Lehrtherapeutin für Systemaufstellungen (DGfS), seit 2011 Sprecherin des Weiterbildungsausschusses der DGfS. Autorin mehrerer Fernsehdokumentationen (SehStern 2010 für die beste NDR Reportage mit „Kriegskinder auf Heimatsuche“) und Bücher: „Frei werden für eine glückliche Partnerschaft“ und „Hinter jedem Konflikt steckt ein Traum, der sich entfalten will“ (beide im Kösel Verlag).

Anmerkung

¹ Vgl. Ludewig, K., Schritte in die Vergangenheit – Mit dem Familienbrett ins Land der Mapu-che. In: Familiendynamik 14: 163-177, 1989 (s. auch www.kurtludewig.de/Texte).

Literatur

Ludewig K., Systemische Therapie. Grundlagen klinischer Theorie und Praxis. Stuttgart: Klett-Cotta 1992, 1974. (vergriffen, s. www.kurtludewig.de/Texte).

Ludewig, K., H. R. Maturana, Conversaciones con Humberto Maturana. Preguntas del psicoterapeuta als biólogo. Temuco (Chile): Ediciones Universidad de La Frontera 1992. DEUTSCH (2006), Gespräche mit Humberto Maturana. Fragen zur Biologie, Psychotherapie und den „Baum der Erkenntnis“ oder: die Fragen, die ich ihm immer stellen wollte. <http://systemmagazin.de/bibliothek/texte/ludewig-maturana.pdf>

Ludewig, K., U. Wilken (Hrsg.), Das „Familienbrett“. Ein Verfahren für die Forschung und Praxis mit Familien und anderen sozialen Systemen. Göttingen: Hogrefe 2000.

Ludewig, K., Leitmotive systemischer Therapie. Stuttgart: Klett-Cotta 2002

Ludewig, K., Einführung in die theoretischen Grundlagen der systemischen Therapie. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme 2005, 2009/2. Zahlreiche Aufsätze und Vorträge unter: <http://www.kurtludewig.de>